

Alltagslast in Haft

Die Arbeit in Polizeianhaltezentren ist oft belastender als in anderen Polizeidienststellen. Eine Psychologin des Innenministeriums unterstützt die Beamten bei der Aufarbeitung ihres Berufsalltags.

Keine Problem-Abschiebung per Charter ist ein Normalfall. Es bedeutet immer, dass schon vorher viel passiert ist. „Zumindest ist die Abschiebung in der Regel schon einmal auf herkömmliche Weise versucht worden und schief gegangen“, erklärt Kurt Maurer vom Polizeianhaltezentrum (PAZ) Wien. Von dort aus nehmen alle Charter-Abschiebungen aus Österreich ihren letzten Ausgangspunkt.

Die Häftlinge, die per Flugzeug in ihre Heimat gebracht werden sollen, werden einige Tage vor ihrem Heimflug in das Wiener PAZ gebracht. Am Vorabend der Abschiebung bekommen die Häftlinge Besuch: Jemand vom Kommando des PAZ, ein beaufsichtigender Beamter des PAZ, Beamte des Einsatzkommandos *Cobra*, die ihn begleiten werden, und Mitarbeiter eines Menschenrechtsvereins treffen sich mit dem Heimreisenden. Sie erklären ihm oder ihr, was auf ihn oder sie zukommt. Es soll gegenseitiges Verständnis erwirkt werden. Viele Schubhäftlinge kommen direkt aus einer Justizanstalt. Sie haben eine Straftat verbüßt und sind danach in Schubhaft übernommen worden. Die Betroffenen verstehen oft nicht, warum sie nach Verbüßung ihrer Haft gleich in ein nächstes Gefängnis gebracht werden. Es ist ein schwieriges Kapitel im Leben der Abgeschobenen – und ein schwieriges Kapitel im Arbeitsleben der PAZ-Beamten. Alle Beteiligten stehen unter Spannung.

Die Häftlinge werden kurz vor ihrer Abschiebung aus Gemeinschaftszellen in Einzelzellen verlegt. In der letzten Nacht wird der PAZ-Beamte, in dessen Stock die „Charterabschiebung“ einsetzt, stets im Hinterkopf haben, dass es zu etwas Außergewöhnlichem kommen kann. Er wird vielleicht öfter als üblich nachsehen, ob alles in Ordnung ist. „Oft bedanken sich die Abgeschobenen bei uns für die menschliche und korrekte Behandlung“, erzählt Kurt Maurer. „Aber bis es so weit ist, ist es ein



Nicole Lang (2. von rechts) unterstützt die Beamtinnen und Beamten der Polizeianhaltezentren psychologisch.

angespannter Prozess.“ Die Beamten des Wiener Polizeianhaltezentrum bekommen seltener positive Rückmeldungen ihrer Klienten, als es bei Kollegen der Polizeiinspektionen (PI) oder anderer Dienststellen der Fall ist. Die Arbeit mit Gefangenen ist zwischenmenschlich mindestens ebenso herausfordernd wie in einer PI, wenn nicht herausfordernder. Auch in Justizanstalten ist das Zusammenleben oft einfacher zu bewältigen. Dort sind die Insassen fast immer länger als im PAZ, sie haben sich mit ihrer Situation meist schon eher abgefunden und sie sehen sich eher veranlasst, den Beamten entgegenzukommen.

Hinzu kommt ein polizeiintern belastetes Image. „Trotzdem habe ich mich freiwillig hierher gemeldet und arbeite immer noch gerne im PAZ“, sagt Kurt Maurer. Er versieht seit 1982 Dienst im Wiener PAZ. Zwölf Jahre davon war er Aufnahmeleiter und leitet jetzt die Dienstführung. Daneben arbeitete er immer wieder in Projekten mit, zuletzt bei der Schaffung der Anhaltedatei. Durch sie sind alle 17 PAZ des Landes miteinander verbunden; von jeder Polizeidienststelle Österreichs aus können Polizisten abfragen, ob eine bestimmte Person in einem PAZ einsitzt.

Unterstützung. Mag. Nicole Lang vom Innenministerium unterstützt seit Juni 2006 die Beamten aller 17 österreichischen Polizeianhaltezentren bei

der seelischen Bewältigung und Verarbeitung ihrer Tätigkeiten. „Die Arbeit in einem PAZ ist sehr sensibel“, sagt Lang. „Die Kolleginnen und Kollegen haben tagtäglich Aufgaben zu erledigen, die psychische Belastungen hervorrufen können.“

Lang unterstützt beispielsweise bei Einsatznachbesprechungen nach Angriffen auf Beamte durch Häftlinge, nach Vorkommnissen, wie Zellenbrände oder mehrmals hintereinander vorkommenden Selbstmordversuchen von Insassen. In den letzten

berufsbegleitenden Fortbildungen der Beamten legte Nicole Lang einen Schwerpunkt auf den Umgang mit psychisch kranken Häftlingen im PAZ, mit einsatzbedingtem Stress, mit belastenden Ereignissen wie Selbstmord und klärte über das „posttraumatische Syndrom“ auf, wenn das psychische Nachbild eines Ereignisses zum Dauerproblem wird. 2009 wird der Schwerpunkt ihrer psychischen Aufklärungsarbeit beim Thema Mobbing liegen.

Die seelischen Belastungen der PAZ-Beamten sind vielfältig. Es beginnt bei alltäglichen Problemen: Sie müssen sich zum Beispiel auf unterschiedliche Kulturen und Nationalitäten einstellen – was nicht nur Sprach- und Verständnisschwierigkeiten aufwirft: Im Durchschnitt sind über dreißig Nationalitäten im Wiener PAZ vertreten; einige davon sind untereinander verfeindet. Manche Gefangene haben falsche Nationalitätsangaben gemacht, weil sie sich irgendwelche Vorteile davon erhofft hatten. Das macht es schwierig für die Beamten, Angehörige verfeindeter Nationalitäten zu identifizieren und zum Beispiel zu verhindern, dass sie im Gefängnisalltag aufeinander treffen.

Die Klienten der PAZ-Beamten haben zudem die unterschiedlichsten Bedürfnisse und Wünsche – und die Beamten sind neben der Schubhaftbetreuung die einzigen direkten Ansprechpartner für sie. Oft geht es um einfache



Arbeit im Polizeianhaltezentrum: psychisch belastend.

Wünsche, wie Zigaretten, ein Fernsehgerät im Haftraum. „Das kann noch per Zeichensprache abgewickelt werden“, sagt Maurer. Bei rechtlichen Ansprüchen ist es oft schwieriger, sich korrekt zu verständigen. Solche Probleme lösen meist Sozialarbeiter und Schubhaftbetreuer. Bei der Einlieferung erhalten alle Häftlinge einen Informationszettel – möglichst in ihrer Landessprache. Die Formulare sind in vierzig Sprachen übersetzt, zwölf kommen in nächster Zeit hinzu. Darunter sind exotische Sprachen, wie Dari, Hindu, Paschtu oder Urdu.

Selbstverletzung und Selbstmordversuche. Immer wieder kommt es zu einschneidenden Erlebnissen, wie Selbstverletzungen oder Selbstmordversuchen. In den beiden Häusern des PAZ Wien in der Rossauer Lände und am Hernalser Gürtel kam es im Vorjahr zu vierzig Selbstverletzungen und elf Selbstmordversuchen. Der letzte vollendete Selbstmord eines Häftlings im Wiener PAZ liegt mehr als drei Jahre zurück. Es ist die Angstvorstellung jedes PAZ-Beamten schlechthin, dass er eine Zellentür öffnet und der Angehaltene liegt tot am Boden oder hängt am Fensterkreuz.

„Bei Selbstverletzern kommt dazu, dass sie meistens sehr aggressiv sind, nicht nur gegen sich selbst, sondern auch uns Beamten gegenüber“, sagt Kurt Maurer. Bei den Polizisten sei dann die Angst groß, mit einer ansteckenden Krankheit in Kontakt zu kommen. Immer wieder sitzen Gefangene ein, die HIV-infiziert sind, viele



Kurt Maurer (2. von rechts): „Ich habe mich 1982 freiwillig gemeldet und bin immer noch gerne im Polizeianhaltezentrum.“

tragen Hepatitis C in sich. Zuletzt verletzte sich eine Beamtin des PAZ Wien mit einer Nadel eines offenbar HIV-Infizierten an einem Finger. Ein Schnelltest an der Polizistin und dem Häftling gab Entwarnung, zumindest „provisorisch“. Endgültig Gewissheit wird die Beamtin des PAZ erst nach sechs Monaten haben. Der Schnelltest ist zudem nur möglich, wenn ihm der HIV-Infizierte zustimmt. „Es ist schon vorgekommen, dass ein Erkrankter die Genehmigung zur Blutabnahme nicht erteilt hat“, berichtet Kurt Maurer.

Obwohl jeder neue Häftling ein Lungenröntgen über sich ergehen lassen sollte, ist auch die ansteckende Lungenkrankheit TBC noch immer ein Problem. Zweimal pro Woche kommt ein Röntgenbus der MA 15 in das PAZ. Die Häftlinge müssen der Untersuchung zustimmen – einige von ihnen verwehren die Einwilligung.

„Es hat eine Zeit gegeben, da war es vor allem bei Verwaltungshäftlingen fast gang und gäbe, sich selbst Verletzungen zuzufügen“, berichtet Maurer. Die Angehaltenen mussten umgehend entlassen werden – die Freiheit lockte. „Für viele war es wirklich wichtig, zu einer bestimmten Zeit nicht im Gefängnis zu sitzen – zum Beispiel, weil sie sonst ihren Arbeitsplatz verloren hätten.“ 1993 erhielten Verwaltungshäftlinge schon nach sechs Wochen das Recht auf eine Haftpause. „Seither ist die Lage entspannter“, sagt Maurer.

Doch immer wieder kommt es auch heute noch vor, dass Häftlinge Batterien verschlucken, weil sie meinen, damit als lebensgefährlich Erkrankter ins

Krankenhaus eingeliefert zu werden. „Einer hat sich die Lippen mit Büroklammerndraht zugenäht, andere schlucken Rasierklingen“, schildert Maurer.

„Der Albtraum eines jeden Kollegen ist es, die Zellentür aufzumachen und eine Blutlache vor sich zu haben“, sagt Kurt Maurer. „Was zu veranlassen ist, läuft automatisch ab – den Sanitäter zu verständigen, den Wachkommandanten zu informieren und so weiter. Angenehm ist das aber nicht.“

Hinzu kommen Fahrten ins Krankenhaus. Jede Ausfahrt mit einem Häftling birgt ein Risiko in sich. Die Beamten des PAZ Wien sind mehrmals täglich mit den Gefangenen unterwegs. Im Vorjahr führten die PAZ-Polizisten knapp 2.000-mal Häftlinge aus.

246 Polizisten. Im PAZ Wien arbeiten 246 Wiener Polizisten (davon 3 Offiziere und 40 E2a-Beamte) plus 40 Polizeibeamte, die aus anderen Bundesländern und Wiener Dienststellen vorübergehend zugeteilt sind. 17 von ihnen stammen aus der Steiermark, der Rest kommt aus NÖ und Wien.

In den beiden Häusern des PAZ Wien sind insgesamt rund 300 Insassen untergebracht – über 130 in der Rossauer Lände und knapp 170 am Hernalser Gürtel. Zu Spitzenzeiten, etwa Anfang der neunziger Jahre, waren es in der Rossauer Lände 280, am Hernalser Gürtel über 200. In letzterem Gefangenenhaus sitzen hauptsächlich Schubhäftlinge ein, in der Rossauer Lände sind es großteils Verwaltungshäftlinge. G. B.